

Ergänzende Betrachtungen über Demokratie und Führertum

Autor(en): **Boerlin, Gerhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **9 (1929-1930)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ergänzende Betrachtungen über Demokratie und Führertum.

Von Gerhard Voerlin.

Der Vortrag von Paul Lang, im vorigen Heft dieser Zeitschrift abgedruckt, ein früherer von Kurt Hasler (im 11. Heft des 8. Jahrganges), sowie die mannigfachen Auseinandersetzungen des Schriftleiters in letzter Zeit mit verschiedenen Betrachtungen über unsere Lage zeigen, daß etwas nicht mehr stimmt, daß man aus seiner bisherigen geruh-samen Überzeugung, in der besten aller Welten, weil der besten aller Demokratien zu leben, aufgeschreckt ist. Graf Kayserlingk scheint da so etwas wie eine Posaune im Requiem geblasen zu haben, obwohl er weder etwas sehr Neues sagte, indem schon z. B. Treitschke in seinen politischen Vorlesungen das Mittelmäßige des schweizerischen Lebens im Guten wie im Schlimmen hervorgehoben hat, noch zeichnen sich seine Ausführungen durch Feinheiten aus. Es fehlt dem Grafen an wirklicher Kenntnis unseres Lebens und an Geschmack und Gewähltheit im Ausdruck.

Man spricht nun gerne von einer Krisis der Demokratie; aber sie ist doch jetzt nichts anderes, als was sie immer war. Vielleicht daß sie wirklich den heutigen Staatsnotwendigkeiten nicht mehr genügt, was zu beweisen wäre, oder daß sie nur in der Wertschätzung gesunken ist, etwa weil das Gegenstück, von dem sie sich abhob, die deutsche Form der Monarchie dahingesunken ist. Ein Ideal, in ihrer schweizerischen Gestaltung, das nicht erfüllt ist, bleibt sie immer noch.

Wir dürfen für unsere Zeitschrift in Anspruch nehmen, daß sie nie in die nicht seltene Großsprecherei über unsere Verhältnisse verfallen ist, aber andererseits möchten wir in Anwendung eines berühmten Ausspruches von Andreas Heusler: „ich bin gar nicht so gescheit, wie man immer tut, aber die Andern sind so cheibe Rüh,“ sagen, man mag doch Umschau in der Welt halten, ist es denn nicht überall noch viel schlechter: nicht nur im Alltagsleben, nein auch im Geistigen und Politischen und gerade hier. Vom armen Deutschland gar nicht zu reden, wo die wenigsten weder aus und noch ein wissen; aber auch in Frankreich, wie doch der letzte Bericht von A. Büß im Aprilheft dieses Jahres sehr deutlich machte. Und England, was sind denn da für besondere geistige Kräfte in der Politik tätig! Von dem doch teilweise höchst schauderhaften Amerika sei erst recht nicht die Rede! Und etwa die neu ausgegrabenen Staaten, wie sich Lloyd George einmal ausdrückte: die sind höchstens bei der allgemeinen moralischen Verlogenheit in der praktischen Politik in der rohen Unbefangtheit, mit der sie die edleren Teile der zwangs-

weise ihnen zugeteilten Volksstämme unterdrücken, für einen kühlen Beobachter einigermaßen etwas erfrischend, widerwärtig aufs höchste durch die Beschönigungen dieser Lebensweise. Die Siegerstaaten suchen ihre Beute zu wahren und dem Besiegten den letzten Blutstropfen unter moralischen Begründungen auszupressen, ohne daß er vor der Zeit verendet! Bleiben einzig Italien und mit einem anderen Vorzeichen Rußland. In diesen beiden Ländern macht sich freilich ein neuer Gedanke geltend: die der Vorstellung nach, wenn auch nirgends ganz verwirklichte Volksherrschaft (Demokratie) wird aufgegeben zu Gunsten einer Diktatur, von der man in Italien das wahre Gedeihen des Staates, in Rußland einer Gesellschaftsschicht erwartet. Die offensichtlichen Erfolge des Faschismus in Italien, die Freude am Neuen blendet und verleitet nun auch bei uns jüngere, mit Politik sich befassende Männer, unserer Volksherrschaft am Zeug zu flicken. Da hofft man durch eine neue Auslese von Führern vorwärts zu kommen; ja wohin denn! Und glaubt man wirklich, daß man nur nach neuen Führern zu rufen braucht, daß diese dann fix und fertig herbeieilen. Welche neuen politischen Ziele hat man aufzustellen, die unsere Volksherrschaft nicht zu erfüllen vermöchte; gibt es doch im Grunde nur eine Aufgabe, die freilich ebenso schwer wie ernst ist: die Versöhnung großer Teile unseres Volkes, allertüchtigster Schichten desselben mit ihren Volksgenossen: der soziale Friede. Und gerade hier, scheint uns, bedarf es weniger politischer Führer, als großer Menschen mit einem Herz, wie Nikolaus von Flüß und Pestalozzi es besaßen. Wenn es gelänge, das starke, unbewußte, unreflektierte Verbundensein von Mensch zu Mensch, was als ein Merkmal des mittelalterlichen Wesens angesprochen worden ist,¹⁾ neu zu wecken, so wäre schon viel gewonnen; und wenn jeder einzelne auch nur zu einem Arbeiter in ein solches menschliches Verhältnis treten könnte, die Grundlage zu einer wirklichen Lösung geschaffen. Unsere Demokratie, wobei wir uns freilich über die Bedeutung des Begriffes „Volk“ klar sein müßten, aber gerade wenn wir darunter eine geistig-seelische Größe und Kraft verstehen, könnte ein solches Bestreben nur fördern. Das zu erreichen, ist jedoch ein allerhöchstes, das einem Geschlecht kaum, oder nur zeitweise beschieden sein wird, „wenn die Zeit erfüllet ist“. Sollte der Faschismus diese soziale Gesundung für Italien bewirkt haben, auf seine Weise, dann wären er und Mussolini, sein Schöpfer, zu den ganz großen Gedanken, Taten und Männern zu zählen. Die Bewährungsfrist läuft noch und eine Feuerprobe steht noch aus.

So wenig jedoch sich das verhältnismäßig einträchtige Zusammenleben verschiedener Volksstämme bei uns auf andere Staaten einfach, etwa den äußeren Vorkehrungen nach, übertragen läßt, ebensowenig der Faschismus, zu dem immer ein Mussolini gehört, den man nicht heranzüchten kann. Also möge man im Lande bleiben, und auf heimischem

¹⁾ Jacob Wackernagel: Die geistigen Grundlagen des mittelalterlichen Rechts. Tübingen 1929.

Boden, in der heimischen Luft weiterzukommen suchen. Die Anpassung ans Ausland ist wie im Bauwesen, so in der Politik für uns nicht günstig, oder doch nur umgekehrt durch Anpassung des guten Auswärtigen an das Einheimische. So ist es doch z. B. ein Unsinn von den Türken, unser Gesetzbuch übernehmen zu wollen; ist doch nicht einmal ein Kauf oder Mietvertrag auf der ganzen Welt dasselbe. Geschweige denn die Ehe, das Grundstückwesen u. s. w. Hier, ans Heimische, an die Wurzeln unserer Kraft, hätte Paul Lang sich anschließen sollen: und dann gefunden, daß das innerlich Ungefunde bei uns von der Zurückdrängung des Volkstums zu Gunsten einer (vermeintlichen) höheren staatlichen Einheit herrührt. Lang hat ja in dieser Richtung sehr starke Aussprüche angeführt, z. B. den von Richarda Huch, aber nicht zu deuten unternommen. Nicht die politische Trennung vom Reiche ist das Arge, sondern das Tun und Gebaren, als ob der schweizerische Alemanne überhaupt keinem deutschen Stamm angehöre, sondern durch seine politische Verbindung mit Romanen auch im Geistig-Seelischen etwas ganz anderes geworden sei. Das Ganze gedeiht bei uns nur, wenn die Teile in ihrer Eigenart kräftig dastehen. Wir begreifen darum die Welschen sehr gut, wenn sie ihr Volkstum auf das Stärkste wahren und den Zusammenhang mit Frankreich pflegen wollen. Obwohl sie in dieser Richtung viel schlechter daran sind, als wir, denn außer durch die Sprache, freilich einem mächtigen Bindeglied, sind sie ihrem seelischen Bau nach doch sehr wenig mit dem eigentlichen Franzosentum verbunden: sie sind keine Gallier und der *esprit Gaulois* hat bei ihnen so wenig heimatlichen Boden als etwa in Corsica. Und die beiden Pole des französischen Geistes, der katholische und der spöttisch-zweifelnde, entsprechen beide nicht dem welschen Wesen. Und dennoch dieses Bestreben, in dieser romanischen Kultur mit offensten Türen nach Frankreich und Absperrung nach Norden zu verharren! Man will nichts von da annehmen, man befürchtet davon eine unheilvolle Verwässerung des eigenen Wesens. Lachen darf man freilich, daß der Minderheitenschutz angerufen wird, wo doch diese Minderheiten in den entscheidendsten Fragen bei uns den Ausschlag geben, wie in allen außenpolitischen, aber auch innerpolitisch dadurch, daß die freisinnige Partei sich hauptsächlich durch den waadtländischen Gewalthaufen hält und niemals gegen ihn eine Entscheidung treffen kann. Diese berühmte und um unsere politische Entwicklung so hochverdiente Partei sieht ihren Einfluß von Jahr zu Jahr schwinden, weil sie die Wurzeln ihrer Kraft, d. h. den Zusammenhang mit dem deutschschweizerischen Volkstum bewußt zerstört hat. Sie will davon nichts wissen, indem sie die Staatsgemeinschaft höher stellt. Auf die Dauer, wenn der andere Teil immer wieder nein sagt, kann das ohne schwerste Einbußen nicht betrieben werden. Die Unbefangenheit, mit der ein Jacob Burckhardt z. B. von unsern deutschen Kaisern sprach, ist verloren gegangen; man fürchtet, unschweizerisch zu sein, wenn man so etwas sagt; oder wenn das Geisteserbe der deutschen Schweiz erscheint, dann ruft man gleich nach dem Gegenstück aus der welschen Schweiz. Als ob uns daher die notwendige Ergänzung unseres Wesens, die andere platonische Hälfte, zuwachsen würde. Wir

für unsern Teil gestehen, daß wenn wir ein Bedürfnis nach französischem Geiste haben, lieber an der Seine lustwandeln, als an den Ufern unserer noch so schönen Seen der welschen Schweiz. Da haben es die romanischen Eidgenossen viel besser, wenn sie je eine Begierde ankommen sollte, sich im deutschen Geist zu vertiefen; sie können im Lande bleiben und sich bei Gotthelf oder Keller nach Herzenslust ihren Durst stillen. Hier liegt wohl auch eine Lösung der für viele Fremde so rätselhaften Tatsache, warum wir im Grunde so gut mit den Welschen auskommen: weil sie eben keine Franzosen, auch nicht etwa von schweizerischer Prägung sind, sondern, worauf schon Eduard Blocher in seinem Buche: „Die deutsche Schweiz“, hingewiesen hat, sagen wir einmal: Germanen geblieben sind, die zwar französisch sprechen (was selbstverständlich im Bau ihres Geistes und ihrer Seele bedeutende Veränderungen zur Folge hat). Darum wohl auch die verhältnismäßig bescheidene Rolle der welschen Schweiz im französischen Schrifttum (Rousseau ist so wenig Genfer als Goethe Frankfurter) und die Klagen aus der welschen Schweiz, daß ihre Erzeugnisse in Paris so wenig Beachtung finden. Freilich wollen wir uns nicht als Kenner ausgeben, übersehen möglicherweise etwas Bedeutendes. Sollten unsere Ausführungen eine kleine Beachtung jenseits der Saane finden, dann erfahren wir unter Umständen eine Berichtigung in dieser oder anderen Beziehungen. Ja, wir wagen auch die Behauptung, oder wenigstens den Zweifel auszusprechen, ob Alexandre Vinet, und die Philosophen Secretan und Amiell auch nur annähernd den nachhaltigen und andauernden, ja sich steigenden Einfluß auf das französische Geistesleben ausgeübt haben, wie ein Jacob Burckhardt und nun ein Joh. Jak. Bachofen auf das Deutsche; oder von Künstlern etwa ein Boecklin oder ein Hodler. So stehen wir vor der merkwürdigen Tatsache, daß der welsche Schweizer, trotzdem er seinem Wesen nach viel stärker vom Franzosen gesondert ist, sich mit allem Ernste für sein Geistesleben nach Frankreich wendet, während der Deutschschweizer trotz seiner offensbaren Zugehörigkeit zum Deutschtum sich davon abwendet, und ein Bekenntnis dazu kaum über die Zunge bringt. Dieses Opfer bringt er der staatlichen Einheit, aber es zehrt am innersten Marke und ohne Einbuße an ureigenstem Gehalte und an der Schöpferkraft geht es nicht. Dies gilt nun gerade für die Schichten, aus welchen doch die neuen Führer entstehen sollen. Den ersehnten Staatsmann aus altem Genfergeschlecht etwa können wir uns nicht anders, denn eben als vornehmen alten Genfer, also nicht als einen Politiker französischen Schlages vorstellen, womit dieser nicht etwa herabgesetzt sein soll. Und der Berner muß ein urchiger Mann von Berner- und nicht vom Zeitgeist sein, also kein Demokrat, um ein ganz gegensätzliches Beispiel zu geben, von der Art eines Willy Helpach, der alles so schön „weltanschaulich“ zu erfassen weiß. Damit nun aber ein solcher Berner wieder wachsen kann, ist es nötig, daß das Bernertum in gesundem Triebe, in vollem Safte dastehe und sich ebensowenig in seinem Wesen durch welsches Gemenge verwischen lasse, wie es umgekehrt die romanischen Eidgenossen durchaus ablehnen, deutsche Zweige sich aufzupfropfen. Aus selbst-

bewußtem Volkstum werden immer wieder Führer und Schöpfer erstehen; aber es muß seines eigenen Wertes wieder voll bewußt werden und jeder der Verantwortung, die er ihm schuldet.

Viscount D'Abernon's „Memoiren“.

Von Kurt Leffing.

I.

Wir haben uns daran gewöhnt, daß, entgegen dem Brauch früherer Zeit, die an den verhängnisvollen Ereignissen des Sommers 1914 beteiligten Männer schon bei Lebzeiten ihre Memoiren veröffentlichen. Wir erstaunen aber doch, wenn nun Memoiren erscheinen, die die Nachkriegszeit behandeln. Des Königs von England erster Berliner Botschafter nach dem Kriege, Viscount D'Abernon, hat mit der Veröffentlichung seiner Memoiren begonnen. Der erste Band ist erschienen und auch schon ins Deutsche übersetzt.¹⁾

Es spricht viel dafür, mit einer Besprechung zuzuwarten, bis man ein Urteil über das Gesamtwerk fällen kann. Andererseits ist der behandelte Stoff derart aktuell und die Wirksamkeit D'Abernon's heute noch so fühlbar, die Probleme von damals vielfach noch die von heute, daß sich eine vorläufige Besprechung auch schon des ersten Bandes aufdrängt. Wenn wir diese im folgenden versuchen, so sind wir uns doch sehr wohl bewußt, daß damit das letzte Wort über das Buch nicht gesprochen werden kann, daß ferner eine wirklich wissenschaftliche Kritik noch nicht möglich ist; dazu mangelt uns zuverlässiges Vergleichsmaterial nahezu völlig. Nur zögernd sind wir deshalb dem Wunsche des Herausgebers der Monatshefte gefolgt, den ersten Band zu besprechen.

* * *

Die erste Frage, die sich stellt, ist die nach dem Grund der erstaunlich frühen Veröffentlichung. Weshalb die Männer von 1914 ihre Memoiren veröffentlichten, ist bekannt: jeder wollte die Welt davon überzeugen, daß ihn keine Schuld am Kriege treffe. Dieser Grund kann für D'Abernon nicht in Frage kommen. Er fühlt selbst, daß er einen Grund nennen muß: er will dem Frieden dienen. Unmittelbar auf die Ereignisse folgende Veröffentlichungen könnten nur dem Frieden dienen, schreibt er (S. 9), da sie den verantwortlichen Herrschern und Staatsmännern die Verpflichtung auferlegten, ein bestimmtes ethisches Niveau zu wahren. Denn je schneller Irrtümer und Mißgriffe bekannt werden, desto sorgfältiger wird man sich vor ihnen hüten. —

¹⁾ Viscount D'Abernon, ein Botschafter der Zeitwende. Memoiren. Band I: Von Spa (1920) bis Rapallo (1922). Einzige autorisierte Ausgabe, deutsch von Antonia Ballentin. Leipzig, Paul List Verlag, o. J.